

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1928**

279 (28.11.1928) Die Mußestunde

# Die Blüßestunde

## Zur Unterhaltung und Belehrung

48. Woche 48. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 28. November 1928

### November-Elegie

Von Kurt Offenburg.

Monat der Hoffnungslosen, der Melancholiker, der unter bösem Stern

geborenen, ewig Einjamern in allen Säfen Besorenen! Einfebler der Gedanken und Verfluchte der Taten,

denen nie reifen irdische Saiten, — Narrenbrüder, im Hahning Geenat, Elendsbrüder, o o e dem Alter Besuagte, um euer Stirnen glänzt nie Frieden.

Mühselos der verlorenen Stunden! Veden euch Frauen mit lächelndem Munde und glaubt ihr Seele mit Seele verbunden und sitzt ihr in Nächten die ewigen Wunden, — sie morden mit Nägeln die Kraft und die Hoffnung.

Nach euch grünen Wälder und Schwämme zum Horizont, nach euch blühen Sterne über hellen Waldwiesen, nach euch euf ein Gott, der in eurer Qual sich sonnt, nach euch erzoget Eltern, die ins Leben euch ziehen: nach euch ist der Fisch!

Euch ist der Fisch, doch euch ist keine Kraft, euch ist die Trauer, die quälende Nacht und sitzt ihr in schlafloser Nacht! Und was an Irdischem auf der Erde ihr schafft, es hat nicht Dauer, es hat nicht Bestand.

Für Söhne und Töchter und läute Entel ist euer Erde nur wehender Sand! Und der Tag am Morgen, der in den Abend sich spannt, er bringt euch nicht Ruhe, bringt euch nicht Segen: ihr seid durch den Fisch der Ahnen gebannt.

November — Monat der Hoffnungslosen um deren Stirnen alle Qualen lösen, der Melancholiker, der unter bösem Stern Geborenen, der ewig einjamern in allen Säfen Besorenen, Narrenbrüder, im Hahning Geenat, Elendsbrüder, vor dem Alter Besuagte, ihr leid vom Tod ins Leben Geandte, ihr leid im Leben vom Leben Verbannte, lehnüchtige Köpfe mit gedrohenen Schwingen, die nur aus Schwäche dem Bösen losjagen.

### Die Hochzeit im Dorf

Novelle von Willy Hansen.

Nach ein Bierleichen — Brüder, Freunde — noch ein Pfälcher Schnaps? Ichie Wassili, und seine Stimme war bereits raub und schwer von Trunkenheit. Nicht jeden Tag gibts Hochzeit im Dorf, nicht jeden Tag könnt ihr euch volltressen und volllaufen. Aber — nichtschwo! Ist euch gern gesünn, und es macht uns nicht arm. Wir haben es ja dazu.

Wohlgelächliche kämme er seinen roten, wirren Bart mit den Händen, während er herausfordernd mit schon ein wenig alafia gemordenen Augen überblickte.

„Babuschka, Mütterchen“ Ichie er dann, „bring noch einen Samowar. Für das Täubchen hier, die Maria — sie trinkt ja keinen Schnaps, der Dummkopf und wird verdursten an meiner Seite, wenn sie keinen Tee bekommt.“

Er lachte wieder und lächelte die junge Frau gutmütig mit seinen großen schweren Händen.

Maria verlugte zu lächeln, sie sah blaß und müde aus, das Kopfuch war herabgelenkt, ihre alängenden, schwarzen Söpte hatten sich unter den Zugriffen des Mannes gelöst. „Wassili“ flüsterie sie und berührte leise seine Hand, „hör doch auf, du hast wahrlich schon genug getrunken.“

„Sü genuß? Es gibt kein „aenua“ für mich — es gibt immer nur zu wenig.“ erwiderte Wassili, und „Laf ihn doch, Maria, Lächlerchen“, sagie auch Pamel Andrejewitsch, der Vater des Hochseiters. Soll er sich nicht freuen, heut, wo er Hochseit macht — und soll er nicht Schnaps trinken, da er sich doch so freut? Hab keine Angst, er verträgt mehr als wir alle aufammen, und wird doch seinen Mann sehen, heute und immer... hihibi.“

Die anderen fielen grählend in das Gemeder des Allen ein, sie hatten mit einem Male ein feines Gehör und verstanden die Anspielung sofort.

„Recht hast du, Vater, jamoh!“ brüllte Wassili und hob sein Glas an die Lippen, die noch fettig waren von eben genossenem Schweinebraten. „Aber du, Maria, Seelchen, wenn es dir zu viel ist und du müde bist, laß dich auf der Wiefe draußen ein hüßchen hin und schlaf dich aus. Damit du mir schon frisch bist — heut abend...“

Maria erhob sich schweigend. Sie hatte kaum die Tür hinter sich geschlossen, als Fedja, der am andern Ende des Tisches, dicht am Ofen und fast im Dunkeln saß, mit gespielter Gleichgültigkeit aufstand und pfeifend das Zimmer verließ. Man schenkte ihm keine Bedeutung, die Schnapsflasche kreiste, man brüllte, lachte und fluchte. Einer kieß das Fenster auf — ein schwerer, süßer Geruch von dem blühenden Faulbaum vor dem Hause strömte herein — der alte Pamel wurde plötzlich schlaftrig, er kletterte auf den Ofen, der heiß war von der vielen Bakerei und Kocherei, und schlief sofort ein. Sein tiefes, gleichmäßiges Schnarchen lönte durch das überhitzte Zimmer und hörte sich ganz so an wie das melancholische Summen einer einsamen, großen Fliese, die im Winter die brennende Lampe umkreist.

Wassili Ichien es sich vorgenommen zu haben, die ganze Hochseitsgesellschaft unter den Tisch zu trinken. Eben hatte er dem Koben ausgeproffelt, jetzt befaß er Wanka, seinem jüngsten Bruder, die Wankalita zu holen. Der gehorschte sitzend — er fürchtete sich ein hüßchen in dieser immer ungebärdigter werdenden Gesellschaft. Die Sonne stand schon tief am Horizont, draußen über dem Wald sah man ein Stück des Himmels, rot und leuchtend wie ein breites und blutiges Band.

Ja, Wanka spielte, und dann langten sie alle: von Mütterchen Wola und Stenta Kofin, und fielen sich um den Dals und küßten sich und dazwischen nahm man wieder einen Schlud aus der Flasche und dann wurde weiter gefungen. Und plötzlich fiel Wassilis Bild auf den jungen Fedja, der so unbemerkt wieder eingetreten, wie er vorher verschwunden war.

„Ach, Fedja, Bruderchen“ lachte Wassili und richtete sich schwanfend auf. „Da bist du ja — habe dich noch garnicht gesehen — heute! Aber es ist recht von dir, daß du gekommen bist. Weiß es ja, hast die Maria geliebt und bist ihr nachgelaufen wie ein Kind der Mutter. Aber kann ich dafür, daß sie mich genommen hat und nicht dich? Kann man sich wundern? Sieh mich an — er richtete sich steil auf — bin ich nicht ein Kerl? Sie weiß schon, warum sie's tat. Tuft mir leid, Kleiner, gewiß. Kannst ja nichts dafür, daß du ein Schwächling und ein Hungerleider bist. Aber darum keine Feindschaft — nein, wirklich nicht. Komm, Bruderchen, trinken wir.“

Fedja hatte sich erhoben. Er war schlank, dunkel, mit einem barilozen Gesicht. Neben dem Hochseiter wirkte er wie ein edles Rennpferd neben einem stämmigen, breitnackigen Stier. Seine Hand zitterte, als die beiden Gläser zusammenstießen.

Seine Gesundheit“ sagte er leise. In demselben Augenblick kam Maria herein. Ihre Wangen, vorher so blaß, seigten jetzt eine sanfte Röte, sie atmete heftig und blidte erstaunt auf die beiden.

„Ach, Maria“ Ichie Wassili und packte sie am Handgelenk, „gut, daß du da bist. Siehst du, wir trinten eben miteinander, wir beiden, Fedja und ich. Komm, stoß auch mit ihm an, zeige ihm, daß du nicht böse bist — er ist so traurig, weil er dich nicht bekommen hat. Wir wollen trinten mit ihm, damit er wieder lustig wird, ach?“

Er lachte selbstgefällig und ein hüßchen herablassend, wie Menschen lachen, die einen immerhin nicht ungebärdigen Rivalen schließlich doch aus dem Felde geschlagen haben. Aber da stand plötzlich Fedja zwischen ihm und seiner Frau. Die Blicke der Männer kreuzten sich für eine Sekunde Dauer. Und da mußte wohl so etwas wie eine schattenhafte Erkenntnis in Wassili aufgefungen sein — das Weiße in seinen Augen war mit einem Male von zahllosen kleinen, roten Nadelchen durchzogen. „Ach so...“ sagte er und stieß die erhobene Hand finken. Es klang nur wie ein ganz leiser, schmerzlicher Seufzer, dann, sich aufbrüllend, riß er einen der noch alimenden Holzstücke aus dem Ofen, schwang ihn wie eine Keule, während alles vor ihm auseinanderfiel. „Dirne, elende Dirne, raus, raus! Ihr alle, Lumen, Veträger, Säufer, Freßhäcke, fort, hinaus, über die Schwelle. Mache euch der Böie zerfleischen!“

Maria entwich meidend, Wassilis Mutter folgte, die schreienden Kleinen an der Hand — immer noch den Holzschel schwingend

„Sprünge der Natur.“ Die Natur macht keinen Sprung — dieser alte Spruch, der lange für eine Art Naturgesetz gegolten hat, ist von der modernen Wissenschaft widerlegt worden. Die Natur macht Sprünge, und gerade diese Sprünge gehören zu den wichtigsten Ereignissen der Entwicklung. Das betant R. Toulton in einem Aufsatz der „Naturwissenschaften“, in dem er die „Mutation“ in den organischen Naturreihen und beim Menschen behandelt. Es gibt Pflanzen, die ganz plötzlich und unermittelt aufgetreten sind, so z. B. eine Pflanze mit rot gefärbten Blättern, die im Jahre 1190 im Kanton Zürich tiefen Eindruck machte und deren Entstehung man auf das Blut eines dort getöteten Ritters zurückführte. Alle „Mutanten“ der Schweiz und Süddeutschlands stammen von diesem Baum ab, während die norddeutschen Mutanten einem ebenfalls uralten Stamm bei Sondershausen in Thüringen ihr Dasein verdanken. Ebenio plötzlich ist unter den Orchideen eine Art mit zweifarbigter Lippe aufgetaucht, die als Selbstbeurachter keine Fortbildung sein konnte. Aus diesen Beobachtungen, die noch Darwin fremd waren, hat man erkannt, daß diesen unermuteten „Sprünge“ in der Entwicklung die größte Bedeutung zukommt. Keine Vorbereitung zu dem Sprung ist erkennbar, sondern die ersten Vertreter der „Mutation“ zeigen den neuen Typus mit einem Schlag in voller Entfaltung. Dieses bedeutsame neuschöpferische Prinzip der organischen Welt, das nur auf inneren Ursachen im Bereich der Erdmasse beruhen kann, ist nun auch zur Erklärung der Entstehung der Menschenrassen herangezogen worden. Während man im Sinne der Darwinischen Entwicklungslehre neulich noch dem „lebenden Gliede“ suchte, bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß die großen Menschenrassen nur durch solche „Sprünge der Natur“ hervorgerufen sein können. Durch Fortbildung sind sie nicht zu erklären. „So ist die Mutationslehre heute die einzige“, sagt der Verfasser, „die uns eine gewisse Vorstellung von der Entstehung der Menschenrassen geben kann.“ Aber gewisse vererbare Merkmale einzelner Familien und sogen. „Abnormalitäten“ sind Mutationen, z. B. die ungewöhnliche Art roter Blutkörperchen, die sich in manchen Familien seit Jahrhunderten vererbt und zur Blutauflösung oder Gelbsucht führt, dann die „atrophische Mautonie“, eine mit Starbildung beginnende und in Muskelchwund ausgehende Affektion, die sich im württembergischen Schwarzwaldkreis findet, ebenso die teilweise Farbenblindheit und die bekannte Blutkrankheit, die sich in einzelnen Familien forterbt. Mutationen sind auch jene „Missbildungen“, wie die Mehrfingerigkeit, die Joh. August Weibe, die hängende Unterlippe der Habsburger, das weiße Haarbüchel der französischen Hergoosfamilie der Koban und viele andre. —

Maschinenwunder. Auf der jetzt stattfindenden Maschinen-, Werkzeug- und Ingenieur-Ausstellung in London werden zur Mechanisierung von Betrieben mehrere schnellarbeitende Maschinen gezeigt, die wahrhaft erstaunliche Leistungen zeigen. Unter anderem wird eine Holzbearbeitungsmaschine zur Herstellung von Nuten und Federn an Breitern, die in der Minute 140 Meter Bretter fix und fertig macht, mit Nuten und Federn versehen sowie auch zugleich hobelt. Die Zuführung geschieht durch einen automatischen Tisch. Zur Bedienung ist nur ein Mann nötig. Ein elektrisch betriebener Hammer von 60 bis 70 Tonnen Schlagkraft wird gezeigt, der in einer Minute 64 Schläge ausführt.

### Literatur

Wie an dieser Stelle besprochen und angelegentlich Bücher und Zeitkräften können von unserer Beratungs-Buchhandlung bezogen werden.

„Migam des neuen Betalters“ von Helmuth Wolff. Eigenverlag Karlsruhe-Adolfplatz. Ein prächtig geschriebenes Büchlein von oediegen ethischen Gehalt und einem künstlerischen Stil, der artistische Mängel verschmälert und den Eindruck erweckt, daß er durch das altvolle Innere eines Menschen geformt ist, der unbedingt etwas zu sagen hat. Schade, daß sich für den Verlag keine größere Firma gefunden hat; technisch ist das kleine Werk ein Meisterstück der Drukerlei R. G. G. in Karlsruhe. Am Anfang häufen sich die Druckfehler in unerwarteter Maße. Was soll man z. B. davon denken, wenn man liest, daß „eine Flamme aus den weit geöffneten Pupillen schillerte“? Daß das Büchlein zum Schluss auf eine Propaganda für die Bahai-Religion hinausläuft, tut dem künstlerischen der Erzählung keinen Abtrag. Wir als Sozialisten machen dazu lediglich die Bemerkung, daß der Behauptung in dem einen Punkt das antieistlichen Bezichts auf Widerspruch gegen das Böde der Welt mit der Weltanschauung eines proletarischen Klassenkämpfers nicht tonform ist.

Das Rätsel der Weltanschauung. Das im Verlage von Kurr & Co., Hamburg 36, erschienene Buch: „Das Rätsel der Weltanschauung“ von Fritz Vinte gibt einen sehr verständlichen Überblick über den gegenwärtigen Stand und die Aussichten der Weltanschauung und ist Jugendlichen und Erwachsenen unbedingt zu empfehlen. Das hübsch ausgestattete, mit vielen Abbildungen verlebene Büchlein kostet nur 1,50 M und ist durch jede Volksbuchhandlung zu beziehen.

Frauentänzer 1929. Auch die Frau hat ihren Kalender: „Frauentänzer 1929“ nennt er sich und ragt aus der Fülle ähnlicher Veröffentlichungen durch die ausgeprägte Eigenart seines B. insbesondere und dessen geschlossener Durchföhrung hervor. In 33 schönen Kunstbrudr-Sonntagsblättern und knappen, aber inhaltsreichen Begleitertzen und Redensprüchen berich-

zwei neue Mittelndüher. Werner Schöff: Zwei Frauen — zwei Welten. S. S. Conington: Das verschwindende Kleinod. — Werner Schöff kennt man als den Verfasser erfolgreicher Sportromane („Der Mann im Sattel“, „Dasin, der Schneeschuhläufer“ unter anderen). In dem vorliegenden Buch jedoch stellt er die Handlung und Spannung ganz auf zwei Frauengefallen, die im Kampf um einen Mann aufeinandertreffen. Der Kontrast der beiden fein gezeichneten Frauencharaktere bringt Farbe und Tempo in die geschickt aufgebaute Erzählung. — Das zweite Buch, S. S. Coningtons „Das verschwindende Kleinod“, ist ein Kriminalroman aus der englischen Geiellchaft mit ungewöhnlich geheimer Verknüpfung verschiedenartiger Zusammenhänge. Diebe unter den Gästen! Durch diesen Verdacht wird die Geiellchaft auf einem englischen Landhof aufgeschreckt und zu detektivischen Leistungen angepornt. Zur überraschenden Lösung des Rätsels führt der Verfasser den Leser auf verschiedenen höchst geistreichen Umwegen. Sie gelinat der Kombinationsgabe eines Laien, der durch seine Liebe zu der unschuldige Verdächtigten angepornt wird.

### Käselecke

Figuren-Kästel



Die Punkte dieser Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen, um Wörter zu bilden. Sind es die richtigen Wörter, so gibt die fettgedruckte senkrechte Linie einen Zeitabchnitt des Jahres an.

### Wered-Kästel

Die Wörter: Kranich, Aachten, Drösel, Misteln, Fischer, Mäusel und Flieger sind so in ein Quadrat von 7x7 Feldern zu bringen, daß von links oben nach rechts unten ein Gegenstand genannt wird, der jetzt oft im Luftmeer zu beobachten ist.

### Käseleclösungen

Bilder-Kästel: Dieber Peter, bleibe deinem Blatte treu. Kästel: Meter — Meter.

Wichtige Lösungen lauten ein: R. Reddersen, Karlsruhe-Mühlburg; Frans Ficht, Wöhringen; Otto Rossmann, Zell a. S.

### Wiß und Humor

Ballgespräch. „Glauben Sie, daß man durch Küßen sich anreden kann, mein Fräulein?“ „Ich weiß nicht, ich habe noch niemals...“ „Was, Sie haben noch nie geküßt?“ „Nein, ich habe noch nie eine Krankheit gehabt.“

Jung verheiratet. „Baby schreit! Was sollen wir bloß tun?“ fragt sie angstvoll. „Ja, hast du nicht das Buch „Das erste Kind“ mitgenommen?“ fragt er vorwurfsvoll. „Wosu habe ich es dir denn gekauft!“

Ach so! „Wenn du noch einmal den langen Lufschiff anwindest, habe ich uniere Verlobung auf.“ „Aber das war doch Meter, den du vor zwei Jahren angepumpt hast.“ „Zwinkere Luise!“

Arbeitsstellung. „Na, wie geht deine Ehe?“ „Ich habe eine glänzende Arbeitsstellung mit meiner Frau: vormittags tut sie, was sie will, und nachmittags in ich, was sie will.“ (Duffin Dornion.)

Erinnerung. Dieser Mensch hinterläßt eine Lücke in meinem Leben. „War wohl ein Jugendfreund?“ „Schlug mir drei Zähne beim Fußball aus.“ (Widmgen, Oslo.)

Apotheker. Junges Mädchen: „Hier, bitte sehr.“ Apotheker: „Aber das ist kein Rezept; das ist ein Brief.“ Junges Mädchen: „Zawohl, mein Bräutigam ist Arzt; man sagt mir, Apotheker können das lesen.“ (Brooklyn Eagle.)

Berraten. „Die Zigarren, die Sie mir verkauften, sind gut. Aber haben Sie keine in höherer Preislage?“ „Gewiß doch! Sie können dieselben Zigarren auch aus dieser Kiste zu 40 Pfennig das Stück haben.“ (Wahrer Jakob.)

Die „mondäne“ Mama. „Mutti“ sieht, wie Liselotte bei Tisch ihr Talschentümmchen hervorholt und ihre Fußlischchen durchschmitt. „Was fällt die ein, Liselott“, rügt die Mama, „Du bist doch hier nicht im Kaffeegaus!“ (Wahrer Jakob.)

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur S. Winter, Karlsruhe.

...den braunen Kindern am Hafen. Zerlummt und spielend. Verwirrt. Wie schön und malerisch! Das ist unser erster Eindruck. Aber wenn wir länger hinschauen — was sehen wir? Guckt ihnen nicht der Hunger aus den schwarzen Augen? Geben wir ihnen eine Handvoll Müll — sind sie nicht gefräßig wie hungrige Tiere? Wie können sie uns an! Sind wir nicht andere, höhere Wesen für sie? Was sehen aus einer andern, höheren Welt, in der es einen für sie unerhörten und unerreichbaren Reichtum geben muß — obwohl wir für unsere Begriffe und unsere Welt selbst die ärmsten Schluder sind? So ja ist es. Schönes Italien sagen wir — ar mes Italien muß es heißen.

## Kennst du das Land — wo die Zitronen blüh'n

Rescator ist als kleinste der Inseln der oberitalienischen Seen die schönste. Ein Fischerdorf schmückt ihren Hüden. Am Südbende liegt ein Gasthaus. Das Nordende läuft als schmale Landzunge mit Plantagen besetzt direkt in den See. Von der Westseite her liegt die Insel im blauen See wie eine aufsteigende Muffel. Die weißen Fischerhäuser mit den grünen Galerien an den Fenstern tanzen als Spiegelbild im blauen Wasser.

Wenn es gestatt ist, Landschaften mit Menschen zu vergleichen, so könnte man beim Anblick dieses Landschaftsbildes an eine junge Germanin denken — so voll der Fruchtbarkeit und gefäßt von Charakter mahnen die aufhängenden Fischerneke.

Wer seinen Fuß auf die Insel setzt, riecht die Arbeit ihrer Bewohner. Hier geboren, heißt ein Leben teilen zwischen Schlaf und Fischzug, um hungrige Mäuler zu stopfen. Dieser Fischgeruch durchzieht alle Räumlichkeiten und Intimitäten der Insel. Während der Mittags- und Abendstunden steht über der Insel eine Dunstwolke aus heißem Olivenöl — da wird der Fisch gebraten und gebacken. Wenn man zum ersten Mal hierher kommt, ist der Geruch ein wenig aufdringlich, besonders auf der Dittreit der Insel, wo aus den Häusern die Räucherneke in den See geföhrt werden, und das Wasser sie dann auf den Felsblöcken und Klippen aufspült und zu kleinen Burgen von unsterblichem Müll aufhäuft.

Vom Südpol zur Nordspitze der Insel führt eine Gasse, so schmal, daß kein Sonnenstrahl da hineinfällt. Lorbeeren und Steingärten an den Häusern verbauen und halten den Wind und in den schwarzen Türöffnungen hoden alte Weiber wie fleischgewordene Kueser.

Können wir nordischen Menschen den rechten Kreislauf des südlischen Lebens verstehen? Wesseln uns im Süden auch andere Dinge als die starken Farben und die latten Düfte? Den Reis in den Bilderbüchern unserer Kinder und in unseren nordischen Märchen empfinden wir am tiefsten an den finsternen und bösen Kräften und Farben, wenn sie auf die hellen und guten folgen. Doch so bald wir im Süden sind, verstehen wir die finsternen Kräfte des Lebens nicht mehr. Was uns drohen im Norden organisch und harmonisch erscheint, das Zusammenfließen von Hell und Dunkel, der langsame Kreislauf der Säfte in der Pflanze von der Blüte zur Frucht — hier unten im Süden ersticken die starken Farben und der schnellere Lauf der Säfte unser Gefühl für den Gleichklang unserer sinnlichen Welt. Wir sind zuerst geblendet vom hellen Glanz und wenn uns nachher das Dunkel in einer Erscheinung ins Auge fällt, sind wir erschreckt. Und es dauert eine Weile, ehe wir begreifen, daß auch hier helles und dunkles, Glanz und Düsterei sich mischen zu einem Gleichklang des Lebens in Mensch, Pflanze und Tier.

Wir sehen die braunen Kinder am Hafen. Zerlummt und spielend. Verwirrt. Wie schön und malerisch! Das ist unser erster Eindruck. Aber wenn wir länger hinschauen — was sehen wir? Guckt ihnen nicht der Hunger aus den schwarzen Augen? Geben wir ihnen eine Handvoll Müll — sind sie nicht gefräßig wie hungrige Tiere? Wie können sie uns an! Sind wir nicht andere, höhere Wesen für sie? Was sehen aus einer andern, höheren Welt, in der es einen für sie unerhörten und unerreichbaren Reichtum geben muß — obwohl wir für unsere Begriffe und unsere Welt selbst die ärmsten Schluder sind? So ja ist es. Schönes Italien sagen wir — ar mes Italien muß es heißen.

Wo gibt es in Deutschland solche zerlummt Kinder? Nur in den allerjüngsten Winkeln unserer Großstädte. Aber hier in diesem Sommerlande sieht man sie in jeder Stadt, in jedem Dorfe, in allen Straßen und Kirchen, im Sommer und im Winter gleich. Und was wir endlich begreifen, diese Menschen empfinden ihre Armut ja gar nicht, wenigstens nicht, so lange sie uns Besseres kleiden nicht sehen. Das ist gut und das ist schlimm. Die Fremden sind für sie der Punkt der Erkenntnis ihrer Armut — aber was werden sie erleben und was werden sie tun auf dem langen Wege von der Erkenntnis ihres Glends bis zu seiner Beseitigung?

Man laßt uns, Mussolini habe vieles getan, um den Bettel im Lande und das Elend zu feuern, und es sei in etlichen Jahren schon vieles besser geworden. Mag sein. Aber was kann ein Mann und wäre er ein Saltsot, an einem Volke helfen? Das kann immer nur Christus sein. Ein Volk ist ein reiches Gewächs der Geschichte. Und jedes Volk hat genau seine Zeit wie ein Baum in der Wüste oder wie eine Pflanze im Lufthaaren. Es wächst und blüht und trägt seine Frucht — und stirbt ab und auf seinem Boden wächst ein neues Volk herauf oder auch dieser Boden ver-

...den braunen Kindern am Hafen. Zerlummt und spielend. Verwirrt. Wie schön und malerisch! Das ist unser erster Eindruck. Aber wenn wir länger hinschauen — was sehen wir? Guckt ihnen nicht der Hunger aus den schwarzen Augen? Geben wir ihnen eine Handvoll Müll — sind sie nicht gefräßig wie hungrige Tiere? Wie können sie uns an! Sind wir nicht andere, höhere Wesen für sie? Was sehen aus einer andern, höheren Welt, in der es einen für sie unerhörten und unerreichbaren Reichtum geben muß — obwohl wir für unsere Begriffe und unsere Welt selbst die ärmsten Schluder sind? So ja ist es. Schönes Italien sagen wir — ar mes Italien muß es heißen.

Wer kann mit Siderheit sagen, daß das Volk Italiens aufwärts steige im Reigen der Völker, oder daß es zum Abend eile? Wir können es nicht. Wenn wir nach Italien kommen, sind wir trunken von seiner Schönheit, von der Bläue seines Meeres, bezaubert von der Sonnenglut über seinen Maisfeldern, entzündet von den Linien seiner Meeresbucht, begeistert über seine Dome und Paläste, und viele herzlich einfüllig gebaute Kirchen in den rauhen Gebirgen gewinnen sogar andere Herzen, und wir bewundern aufrichtig die Beutlichkeit der Italiener an ihren Brüden über Schluchten und Gebirgsflüssen wie an ihren grotesken Hüften und Logen, und es kann uns passieren, daß wir hoch oben in einem lebenden Gebirgsdome plötzlich einen weiten Ausblick auf das unendliche Meer finden, und uns die unmagisch läse Melodie eines italienischen Musikers einfällt, die sich in einer versüßten und ein wenig traurig-süßen Kantilene vertiert.

Italien ist für uns das Land der unerwartetsten Schönheiten, die uns hier täglich und stündlich überraschen und die unser süßes nordisches Denken leise auswischen. Wie die Sprache dieses Volkes weich und melodisch dahinfließt, so ist auch sein Denken. Es liegt nicht die großen starren Probleme. Alle die Fragen des Schicksals, die unsere deutsche Jugend bewegen, kennt die italienische Jugend kaum. Sie ist beaeitert, weil sie einen Selben zu verehren hat. Das ist ihr genug, wie dem Manne auf dem Lande der Maisreiß und der Schlaf Wein genug ist zum Leben.

Das Volk Italiens in seiner großen Masse auf dem Lande ruht in sich selbst zufrieden und in einer an sich so wunderbaren äußersten Gemütsruhe und in konstanten Sitten, daß dieses Leben uns seitlos erscheint.

Es wächst der Wein und der Mais am Berg und im Tal die Feige und die Tomate, und der Himmel ist alle Tage blau und heiß; lieben tut man von frühster Jugend an und man hört früh damit auf und die Frauen werden früh alt, die Männer arbeiten wenig, Sonntags geht man zur Messe, die Kagen vermehren sich schneller als die Menschen, weshalb sie von diesem manchmal verpfeißt werden, das Eisen schreit morgens wie abends, und wenn ein Fremder ins Dorf kommt, weiß es zuerst die Jugend, die ihn dauernd beobachtet. Bei alledem bleibt die Seele gelassen und das Hirn unberührt. Und die Sieka ist am schönsten, wenn sie über den ganzen Tag ausgegeben wird.

Das ist das Landleben: In den Städten fließt es ein wenig schneller. Aber jede Stadt hat ihr eigenes Tempo. Nur Neapel hat alle Tempi der Welt, vom Pariser bis zum Barsanomo des Orients. Diese Stadt ist eine Welt für sich und kaum noch italienisch zu nennen.

Auf unserer Insel naht sich der Abend. Vom Verabhorizont dringen die letzten Sonnenstrahlen her in die Plantagenalleen und färben das Baumgrün in hartes Gold. Wir schreiben November, aber noch stehen die Pflanzen frisch und saftig wie bei uns im Sommer. Vom Norden herunter blühen die Alpen. Auf einigen ihrer sachten Graden liegt Neuschnee. Und jenseits der Alpen liegt Deutschland. Unter dem Klost zwischen Norden und Süden in ewiger Sehnsucht. Alwin Reibmann.

## Schubert und Goethe

Die nachfolgenden interessanten Ausdrücke entnehmen wir mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers aus der Verlagsfirma dem interessanten Buch „Mein Freund Schubert“ von Fritz Reichard (Verlags-Gesellschaft m. b. H., Hamburg 30).

Die Goethe-Lieder Schuberts sind der Beginn einer neuen Kunst — mehr als dies: einer neuen Kulturperiode. Man möchte meinen, daß der Schöpfer der Dichtwerke, die solche musikalischen Ausdrücke erst ermöglichen, dem gleichzeitigen und gleichzeitigen Kräfte fähigen Bruder dankbar die Hand gereicht hätte. In Wahrheit aber hat Schubert für Goethe nichts bedeutet. Die wässerigen, leichten, den Gedächtnis ganz und gar nicht folgenden Kompositionen Goethescher Texte durch Reichard, Zelter und andere biedermetrische Geister haben Goethe zu hohem Beifall herausgefordert. An Schubert ist er fremd und sogar verächtlich vorbeigegangen.

Dies sind die Dokumente der Beziehungen, die höchst dürftig zwar, aber darum doppelt erschütternd für uns, zwischen Schubert und Goethe versucht wurden:

Der treue Freund und Mentor Schuberts, Josef von Spaun, schreibt an Goethe am 17. April 1816:

„Euer Exzellenz! Der Unterzeichnete wagt es, Euer Exzellenz durch gegenwärtige Zeilen einige Augenblicke Ihrer so kostbaren Zeit zu rauben, und nur die Hoffnung, daß belästigende Wiederholung Euer Exzellenz vielleicht keine ganz unliebe Gabe sein dürfte, kann ihn vor sich selbst seiner großen Freiheit wegen entschuldigen.“

Die im gegenwärtigen Heft enthaltenen Dichtungen sind von einem Ghabrägen Tonkünstler namens Franz Schubert, dem die Natur die entschiedensten Anlagen zur Tonkunst von rarester Reinheit an verlieh, welche S. L. e. r. i, der Meister unter den Tonsetzern, mit der uneigennütigen Liebe zur Kunst zur schönen Reife brachte, in Musik gesetzt. Der allgemeine Beifall, welcher dem jungen Künstler sowohl über gegenwärtige Lieder als seine übrigen, bereits zahlreichen Kompositionen von strengen Richtern in der Kunst

...den braunen Kindern am Hafen. Zerlummt und spielend. Verwirrt. Wie schön und malerisch! Das ist unser erster Eindruck. Aber wenn wir länger hinschauen — was sehen wir? Guckt ihnen nicht der Hunger aus den schwarzen Augen? Geben wir ihnen eine Handvoll Müll — sind sie nicht gefräßig wie hungrige Tiere? Wie können sie uns an! Sind wir nicht andere, höhere Wesen für sie? Was sehen aus einer andern, höheren Welt, in der es einen für sie unerhörten und unerreichbaren Reichtum geben muß — obwohl wir für unsere Begriffe und unsere Welt selbst die ärmsten Schluder sind? So ja ist es. Schönes Italien sagen wir — ar mes Italien muß es heißen.

Eine ausermählte Sammlung von deutschen Liedern soll nun den Anfang machen, welchem größere Instrumentalkompositionen (wovon das erste als Probe beiliegend) enthalten. Die ersten beiden Exzellenz, das dritte enthält Dichtungen von S. H. l. e. r., das vierte und fünfte von R. o. p. h. o. d., das sechste von M. a. t. h. i. s. s. o., S. i. t. a., S. a. l. i. s. e. t. c. und das siebente und achte enthalten Gedänge O. j. i. a. n. s., welche letzteren sich vor allen auszeichnen. Diese Sammlung nun wünscht der Künstler Euer Exzellenz in Unterfertigung weihen zu dürfen, dessen so herrlichen Dichtungen er nicht nur allein die Entfaltung eines großen Teils derselben, sondern wesentlich auch seine Ausbildung zum deutschen Sänger verdankt. Selbst zu bescheiden jedoch, seine Werte der großen Ehre wert zu halten, einen, so weit deutsche Zungen reichen, so hochgefeierten Namen an der Stirne zu tragen, hat er nicht den Mut, Euer Exzellenz selbst um diese große Günst zu bitten, und sich, einer seiner Freunde, durchdrungen von seinen Melodien, wage es, Euer Exzellenz in seinem Namen darum zu bitten; für eine dieser Gnade würdige Ausgabe wird gefordert werden. Ich enthalte mich jeder weiteren Annäherung dieser Lieder, sie mögen selbst für sich sprechen, nur so viel muß ich bemerken, daß die folgenden Hefte den gegenwärtigen, was die Melodie betrifft, keineswegs nachstehen, sondern selbst vielleicht noch vorgehen dürften, und daß es dem Klavierpieler, der selbe Euer Exzellenz vortragen wird, an Fertigkeit und Ausdruck nicht mangeln dürfte.

Sollte der junge Künstler so glücklich sein, auch den Beifall desjenigen zu erlangen, dessen Beifall ihm mehr als der irgend eines Menschen in der weiten Welt ehren würde, so wage ich die Bitte, mir die angelegte Erlaubnis mit zwei Worten andächtig melden zu lassen.

Der ich mit arenenloser Verehrung verbarte Euer Exzellenz gehorsamster Diener Josef Adler von Spaun.“

Eine Antwort auf diesen Brief ist nicht erhalten. Man muß annehmen, daß sie auch nicht erteilt worden ist, denn sonst hätte Spaun, der doch alles, was Schubert betraf, mit außerordentlicher Genauigkeit notierte, zu diesem Antwortschreiben Erwähnung in seinen Tagebüchern gemacht.

Neun Jahre sind darüber vergangen. Im Juni 1825 macht Schubert einen neuerlichen Versuch, Goethe für sein Schaffen zu interessieren. Der Schuberts Leben und Lebensauffassung kennt, weiß, daß nicht materielle Beweggründe ihn dazu veranlassen, sondern lediglich der brennende Wunsch, aus des großen Dichters Mund zu hören, daß er, sein musikalischer Nachbiter, auf einem rechten Wege sei. Dies schreibt Schubert an Goethe:

Euer Exzellenz!

Wenn es mir gelingen sollte, durch die Widmung dieser Composition Ihrer Gedichte meine unbegrenzte Verehrung gegen E. Exzellenz an den Tag legen zu können, und vielleicht einige Beachtung für meine Unbedeutendheit zu gewinnen, so würde ich den glücklichsten Erfolg dieses Wunsches als das schönste Ereignis meines Lebens preisen.

Mit größter Hochachtung Ihr Ergebenster Diener Franz Schubert.

Auch dieser Brief bleibt ohne Antwort. Goethe, der eifrige Briefschreiber, hält anscheinend Schuberts Bitte nicht einer Antwort würdig, wie so viele Bitt- und Bittbriefe nebenbei gelieferten Personen.

Am 26. Juni 1825 diktirte Goethe in sein Tagebuch: „Sendung von Felix Mendelssohn von Berlin, Quartette. Sendung von Schubert aus Wien, von meinen Lieder Compositionen.“ 1830, also nach Schuberts Tod, sang die große Wilhelmine Schröder-Devrient Goethe den Erlkönig vor. Danach äußerte sich Goethe: „Ich habe diese Komposition früher einmal gehört, so sie mir gar nicht zulegen wollte, aber so vorgetragen, gefiel mir das Ganze zu einem höchst angenehmen Bild.“

Das ist alles. Das Unverkündnis Goethes gegenüber Schuberts Wert erhebt sich zu einer Schuld von irreführender Bedeutung. Wie schwer hat Schubert um Anerkennung gekämpft, und wie leicht hätte es ihm werden können, wenn Goethe gewollt hätte oder, besser gesagt, wenn er den größten musikalischen Verkünder seines Genius hätte verstehen können.

## Der Kagenfriedhof von Algier

Das Stadtviertel, in dem sich der Friedhof der Kagen befindet, liegt am Meer. Es stehen noch einige Paläste der ehemaligen Herren von Algier, der Korfaren. Heute sind Katernen darin und auch ein Bordell. Dicht neben dem Bordell steht ein hochmodernes englisches Touristenhotel. Wo da Ursache und Wirkung ist, entzieht sich meiner Kenntnis.

Die große Straße ist einseitig Raimauer. Etwa zehn Meter tief liegt das Meer. Einige Felsen treten hervor. Nicht hoch, einen Meter vielleicht. Denn da runter steigen und nachsehen, das geht schlecht. Wohl hängt ein langer Strid bis ins Wasser hinab, aber nur ganz selten benutzen ihn die Fischer. Und dann meist nur nach den Erlenmagen. Wenn die Fische die Kagen gefressen haben. Die paar Felsen und Steinblöcke im Wasser da unten, das ist der Kagenfriedhof.

...den braunen Kindern am Hafen. Zerlummt und spielend. Verwirrt. Wie schön und malerisch! Das ist unser erster Eindruck. Aber wenn wir länger hinschauen — was sehen wir? Guckt ihnen nicht der Hunger aus den schwarzen Augen? Geben wir ihnen eine Handvoll Müll — sind sie nicht gefräßig wie hungrige Tiere? Wie können sie uns an! Sind wir nicht andere, höhere Wesen für sie? Was sehen aus einer andern, höheren Welt, in der es einen für sie unerhörten und unerreichbaren Reichtum geben muß — obwohl wir für unsere Begriffe und unsere Welt selbst die ärmsten Schluder sind? So ja ist es. Schönes Italien sagen wir — ar mes Italien muß es heißen.

Die Kagen leben da unten, sie können ihr Schicksal nicht. Der Sturm erbt ist das Ende. Dann kommen die hohen Wellen, und die Kagen werden alle verschmettert an der Raimauer. Die zweite Woge nimmt sie dann mit zurück ins Meer, wo die Fische sich an den Kadavern gütlich tun. Und nach dem Sturm klettern die Fischer an dem Strid herunter, fahnen aufs Meer und fangen die Fische.

Was aber machen die Bewohner des Stadtviertels? Lassen sie diese Kagen so elend verrotten? Machen sie keinen Versuch, die Leiden der Tiere abzuführen? Und wenn es auch nur ein gutgezierter Steinwurf wäre?

Die Bewohner sind barmherziger noch. Manchmal kommen Leute, sind gerührt und weinen fast. Und werfen den Kagen Küchenabfall herunter, damit sie wenigstens auf zu essen haben. Noch recht viel und fett werden bis zum nächsten Sturm.

Wie barmherzig ist doch manchmal ein Sturm. Bernhard Krüger.

## Welt und Wissen

Seebären. Es soll hier nicht von den alten Seebären die Rede sein, die man allgemein Seebären nennt, weil sie eigentlich ja mehr auf dem Wasser als auf dem Lande zu Hause sind, — sondern von dem wirklichen Seebären, der in der Zoologie den Namen Arcotoccephalus ursinus hat und dessen Fell uns allen bekannt ist, da es seit Jahren schon den Lieblingspelz der Damen vorstellt, unter dem Namen S. e. a. l. l. i. n. Die Grundfarbe dieses Felles ist dunkelbraun, das bei den geschäftigsten Exemplaren in ein tiefes Braun Schwarz übergeht und meist mit Silberbändern durchsetzt ist. Die kostbarsten Felle sind die Alaskafelle. Bei der Verarbeitung werden die harten Oberhaare entfernt, so daß nur das feidenartige Grundfellchen zurückbleibt. Auf diese Weise läßt sich wohl jede Dame nur allzugen einen Bären aufzubinden. Das eigentümliche an den Seebären ist ihr Fries zur Gesellschaft; sie leben fast immer in einer wohlgeordneten Gemeinschaft, in der der stärkste der männlichen Bären, der sogenannte Leitbär, mit großem Nachdruck seine Herrschaft ausübt. Zu diesem einen müssen die Weibchen aufbieten. Er führt die Herde und verteidigt sie gegen Feinde, wozu er durch seine ungeheure Kraft und sein Gebiß befähigt ist. Die Bunden, die er seinen Feinden beibringt, sehen fürchterlich aus, heilen aber meist überraschend schnell. Auffallend ist, daß die Weibchen nur ein allerdings hochentwickeltes Junges zur Welt bringen, das 3 bis 4 Kilogramm wiegt und sich vom ersten Augenblick an sehr selbständig gebärdet. Unmittelbar nach seiner Geburt beginnt es zu laugen. Die Seebärin ist eine sehr gute Mutter und liebt ihr Kind ärtlich; sie hält treue Wacht bei ihm, sucht es gegen alle Gefahren zu schützen und unterweist es in allem, was ein richtiger Seebär lernen muß. Wenn auch nur das leiseste Geräusch in ihre Nähe hörbar wird, wird die Alte unruhig, das Junges schreit auf, die Alte bellt verteidigungslos und hält Umhau. Jetzt sich jedoch dann nichts Bedrohliches, so legt sie sich wieder nieder. Wird ein Schuß abgefeuert, so springt sie sofort von ihrem Platz auf sonnigem Felsen ins Meer hinab und treibt ihr Junges dem fernen Meere zu.

Die drei Affenarten der Menschheit. Der englische Rassensbiologe H. G. Crookshank hat in seinem kürzlich in London erschienenen Buch eine neue Affentheorie über die Abstammung der Menschheit aufgestellt. Er behauptet ganz ernsthaft, daß alle bisherigen Rassentheorien falsch seien. Nach seiner Meinung stammen sämtliche Mongolen, Neger und Weiße von drei verschiedenen Affenarten ab; der weiße Mensch soll sein Vorfahr dem Schimpanse verdanken; der Schwarze dem Gorilla und der gelbe Mensch dem Orang-Utang. Crookshank versucht nun, seine kuriose Theorie auf eine rechtfertigbare Art zu begründen. Er stellt den Satz auf: „Nabe dich aus, und ich sage dir, von wem du abstammst!“ Wenn sich nämlich der Schimpanse ausruht, ist seine Stellung der dem weißen Menschen außerordentlich ähnlich. Ist aber der Neger müde, so streckt er sich ebenso wie der Gorilla hin. Es gibt aber noch andere „Berührungspunkte“. Sitt der Schimpanse, so liegen — ebenso wie beim weißen Menschen — seine Hände unter den Armen zusammengeschaltet. Ebenso verhält es sich mit der gelben Rasse, mit den Mongolen. Ihre eigenartige Lage, wenn sie sich ausruhen, verrät ihre Abstammung, ist ein anatomisches Ueberbleibsel ihres Ursprungs. Unter den menschenähnlichen Affen ruht nämlich nur der Orang-Utang ähnlich wie der Mongole. Anatomisch wird diese sonderbare Theorie in ein wissenschaftlich aussehendes System einbeschrieben. Der Forscher ist sehr bemüht, eine anatomisch-pathologische Analogie zwischen dem Knochenstoff der verschiedenen Affenarten und der dazugehörigen Menschenrassen zu konstruieren. Die amerikanischen Rassensbiologen können sich freuen; der Neger stammt also nicht einmal von derselben Affenart ab wie sie.

Die Herbstzeitlose. Nachdem für die Wiesensblumen das letzte Ständlein geschlagen hat, wagt sich noch ein vorwitziges Blümlein hervor: Die Herbstzeitlose. Ihren Namen „Zeitlose“ hat sie wohl daher, daß sie sich nicht an die eigentliche Blütezeit hält. In Schwaben wird sie auch Rausblume genannt, weil sie die Räuse vertreiben soll, oder Spinnerin, da sie nach dem Volksglauben die zur Herbstzeit in der Luft hängenden Spinnfäden, den sogenannten